



THE BEAUTY AND THE BEAST

Ben Wendel

Neulich hat er sogar ein großes Orchester dirigiert. Was kommt als Nächstes? Wer Ben Wendels Vita durchstöbert, kann nur staunen: Der gerade 38-jährige Mitbegründer der Band Kneebody tat sich bislang nicht nur als Saxofonist, Fagottist, Pianist und Komponist hervor, er arbeitet auch als Soundtrack-Lieferant, Produzent, außerordentlicher Professor und Kurator.

Text und Fotos: Ssirius W. Pakzad

Krampf kommt selten dabei heraus – obwohl sich Ben Wendel dauernd den Kopf zermartert und zu viele Informationen in seinem Inneren kreiseln. Ständig fragt er sich, wie er seine Musik noch anders gestalten und aufbauen kann. „Manchmal denke ich, es gibt nichts Neues unter der Sonne. Alles wurde doch schon irgendwann einmal gemacht. Aber wenn man in seiner Musik die Zeit reflektiert, in der sie entsteht, gibt es eine Chance auf frische Ansätze. Ich vermeide Retro-Aspekte und Klischees, wenn es geht. Und ich versuche, die Dinge nicht aus einem Jazzwinkel heraus zu betrachten. Wenn ich komponiere, stelle ich mir ständig die Frage, ob das, was ich da

mache, für mich neu klingt oder ober ich es schon mal irgendwo gehört habe.“

Doch der Mitbegründer der Band Kneebody muss sich keine großen Gedanken machen: Das, was der in Vancouver geborene und in Los Angeles aufgewachsene Halb-Amerikaner schreibt, klingt unverbraucht und im wahrsten Sinne des Wortes formvollendet. Die strukturreichen Stücke des Saxofonisten, Fagottisten und Pianisten sind vielleicht das Resultat einer gründlichen klassischen Ausbildung. Ben Wendels Mutter war Opernsängerin. „Auf Partys hat sie als Gag dauernd Gläser zum Platzen gebracht“, erzählt Ben Wendel lachend. Er selbst fing früh an, Klavier zu spielen, lernte dann Saxofon, weil es so schön blinkte und interessant aussah. Und als zwei neue Musiklehrer an seine Schule kamen, sollte er ein neues Instrument für sich entdecken. „Plötzlich hatten wir an der Schule ein Kammerorchester, ein Symphonie-Orchester und ein Wind Ensemble. Unser Jugendorchester wurde dann sogar zu einem Wettbewerb nach Europa eingeladen. Ein zweiter Fagottist wurde benötigt. Ich wusste bis dahin nicht einmal, was ein Fa-

gott ist. Ich wollte allerdings unbedingt mit nach Europa. Also versuchte ich, mir in drei Monaten das Repertoire draufzuschaffen und das Instrument zu lernen.“

Das Fagott setzte er dann später nicht nur in der klassischen Klangwelt ein. Inspiriert durch ein Benny-Maupin-Stück mit besonders dunkler Farbgebung, beschloss Ben Wendel, das knorrig-nasal tönende Instrument für den Jazz aufzubereiten. Immer wieder greift er auf den Exoten zurück, nutzt ihn als Klangfarbe und gelegentlich für Solo-Exkursionen. Gerade hat er ein Stück für drei Fagotte zu Papier gebracht, das er mit der als Bassistin bekannt gewordenen Linda Oh und dem sonst als Pianist brillierenden Aaron Parks aufführen will. „Ich habe wirklich eine Menge Woodwind-Instrumente gespielt: Klarinetten, Flöten, Oboe ..., aber nichts ist so schwer zu bewältigen wie das Fagott. Es stammt aus dem Mittelalter, und man hat es eigentlich nicht weiterentwickelt – im Gegensatz zu anderen Instrumenten, an denen spätestens ab dem 18. Jahrhundert viel modifiziert wurde, damit sie sich besser handhaben ließen. Das Fagott ist ein Biest, das al-

lein für den linken Daumen neun Knöpfe besitzt – ein Alptraum. Und doch ist es genau das, was Spaß macht. Man kann eben nicht das Gleiche spielen wie auf einem Saxofon und muss einen anderen Pfad einschlagen. Aber das Timbre des Fagotts ist großartig. Es bringt eine andere Färbung und Stimmung in einen Jazzkontext. Der Trick ist, es so einzusetzen, dass es wundervoll und nicht absurd klingt.“ Eine Zeit lang hat Ben Wendel so viel Fagott gespielt, dass er fürchtete, sein Saxofon zu vernachlässigen. „Während meiner Collegezeit hatte ich das Gefühl, auf dem Saxofon hinterherzuhinken. Also versuchte ich, mich endlich mehr auf das Tenor zu konzentrieren.“ Heute spielt Wendel sein Instrument mit so viel Herz und starkem Charakter, dass man kaum glauben kann, wie lange seine Selbstfindungsphase auf dem Instrument gedauert haben soll. So ganz bei sich angekommen sei er immer noch nicht, wertet Ben Wendel seine Bemühungen. „Manchmal kommen Leute zu mir und fragen, wie ich zu meiner Saxofonstimme gekommen sei“, sagt er so stark lachend, als würde er sich selbst verhöhnen. „Ich war verblüfft zu hören,

Anzeige



Nach dem Gig...

...ist vor dem Gig.

Immer gut gepflegt!

Qualitäts-Handarbeit
Made in Germany

KÖLBL
Accessories GmbH
www.koelblmusic.com



www.benwendel.com

dass manch einer behauptete, er könne mich an meinem Spiel erkennen. Ich bin da nicht so sicher.“ Er schaut etwas betreten nach unten. „Ich würde gern wissen, wie andere Saxophonisten durch die Phase kamen, in der sie andere nur kopierten. Es gab bei mir eine Zeit, in der ich nur noch die Schere im Kopf einsetzte und geradezu zwanghaft versuchte, nicht wie X Y Z zu klingen. Davor passierte es mir dauernd, dass ich mich ertappte: Oh Gott, das klingt wie Michael Brecker. Oh Gott, das klingt wie Jan Garbarek. Oh Gott, das klingt wie Chris Potter. Oh Gott, das klingt wie Mark Turner.“ Kichern. „Ich hatte über lange Strecken so viel Musik gehört, so viele Stücke transkribiert, so viel Vokabular der großen Meister absorbiert, dass es mir unmöglich schien, all die Informationen nicht weiterzuverarbeiten. Es war schwer, beim Spielen zu relaxen, weil in meinem Hinterkopf ständig etwas ablief. Irgendwann versuchte ich, mich einfach auf das Musizieren zu konzentrieren und

alles auszublenden, was mich ablenken würde.“ Was ihm auf dem Saxofon gelang, muss Ben Wendel beim Komponieren erst noch hinbekommen. Ständig plagt er sich mit Analysen herum, versucht, seinen Blickwinkel zu ändern und Dinge in eine Form zu bringen oder einen Rahmen zu setzen (sein letztes Album heißt übrigens „Frame“). Die ganze gedankliche Plackerei führt zu einer wunderbar vielschichtigen Musik mit herrlich ausgearbeiteter Melodieführung. „Ich hoffe immer nur, dass ich auf der Bühne loslassen kann und mir meine ständigen Denkprozesse nicht im Weg stehen. Live versuche ich, Intellektualität durch Intuition zu ersetzen.“

Kann Ben Wendel erklären, wie er als Komponist vorgeht, wie er instrumentiert, wie er entscheidet, welchen seiner Klangerzeuger er einsetzt? „Meist beginne ich, ein Stück zu schreiben, und erst nach und nach erschließt sich mir, wie ich es instrumentieren könnte. Das hängt manchmal vom Tonumfang der Melodie ab, manchmal von der Energie eines Stücks. Oft mache ich auch Overdubs, aber solche Entscheidungen fälle ich erst im Verlauf des Kompositionsprozesses. Ich bin beim Schreiben von der klassischen Ästhetik beeinflusst. Mich fasziniert, wie man ein Maximum an Komposition aus einem Minimum an melodischem Material gewinnt. Viele großartige Werke der klassischen Musik bestehen aus drei oder vier Themen, die sich in dem Werk dann immer in der einen oder anderen Form wiederfinden. Ich gehe beim Komponieren meist von zwei bis drei Komponenten aus, strecke oder manipulierte sie dann, damit fünf bis zehn Minuten Musik dabei herauskommen.“

Für sein Schaffen als Tonsetzer wurde Ben Wendel schon mit vielen Preisen geehrt – gerade erst wurde er in seiner Wahlheimat New York (wo er seit vier Jahren lebt) zum „Composer in Residence“ ernannt. Der 38-Jährige tut sich gelegentlich auch als Kurator hervor, produziert Alben (etwa für den preisgekrönten Pianisten Gerald Clayton), ist als außerordentlicher Professor für die Ausbildung seiner Studenten tätig. Neuerdings ist er noch Dirigent – er durfte für ein Neuarrangement des berühmten Charlie-Parker-Albums „Bird With Strings“ für ein klassisches Orchester und Mitglieder des Lincoln Center Jazz Orchestras den Stab schwingen. „Ich hatte zwar in der Schule ein paar Dirigierstunden, aber letztlich war ich total unerfahren. Als die Offerte kam, habe ich erst mal gezögert. Doch man beruhigte mich: Keine Angst, alles ist in 4/4 geschrieben und wenn die Rhythmus-

gruppe erst mal loslegt, geht alles wie von allein.“ Ben Wendel grinst sich eins. „Tatsächlich stellte sich heraus, dass doch nicht alles so einfach war, weil es viele Rubato-Passagen und schwierige Einsätze gab. Glücklicherweise waren die klassischen Musiker begeistert, endlich mal etwas anderes machen zu dürfen als sonst, und so waren sie sehr offen und hilfsbereit. Hinterher gab mir der Konzertmeister ein großartiges Feedback. Es zeigte sich, dass mir mein Jazz-Wissen enorm half. Hätte ich diese musikalische Sprache nicht verstanden, wären wir alle verloren gewesen. Die beste Belohnung war, ganz nah am Saxophonisten Charles McPherson zu stehen und ihm zuzuhören, wie er etwa „April in Paris“ spielte. Es war auch toll, sich abseits der Bühne mit ihm zu unterhalten. Er sagte, wenn man früher hip sein wollte, musste man nicht nur sein Instrument beherrschen und coole Anzüge tragen. Man musste sich mit Kunst und Film auskennen, beim Thema Philosophie mitreden können und genug über das Leben ganz allgemein wissen – weil erst das einen zu einem vollkommenen Musiker macht.“ Ben Wendel nuckelt gedankenverloren an seinem Wasser. „Seither versuche ich, mich intensiver mit anderen Dingen zu beschäftigen und nicht nur mit Saxofon und Komposition.“

Was er vom Leben und durch die Musik aufschnappt und verinnerlicht, fließt in Werke, die auf zwei Solo-CDs, einem verwunschen schönen Duo-Album mit dem Pianisten Dan Tepfer („Small Constructions“/Sunnyside) oder Veröffentlichungen der Band Kneebody landen. Mit dieser Gruppe erlangte Ben Wendel internationale Bekanntheit. Die Mitglieder des Quintetts lernten sich einst auf der Eastman School of Music kennen. „Es war Kismet, dass wir alle in Los Angeles landeten. Glücklicherweise hatten wir keine Vorstellung davon, wie wir als Band klingen wollten. Wir haben eine Freundin von uns angerufen, die Gruppen für einen Rockclub buchte – das war ein Laden mit riesiger Bühne und einer gewaltigen Hausanlage. Wir wussten, dass es Blödsinn wäre, dort mit Noternständern aufzutauchen und akustischen Jazz zu spielen. Wir beschlossen, Musik zu machen, die in den Club passte. Wir lernten unsere Musik auswendig, schrieben Sachen, die eher kompositorisch angelegt waren und nicht nach dem Thema-Solo-Thema-Schema funktionierten. Später kamen bei uns dann noch jede Menge Effektgeräte dazu. Nach und nach haben wir einen erkennbaren Sound entwickelt.“ Über den verfügt auch Ben Wendels Spiel. Selbst wenn er es nicht wahrhaben will. ■